

„Endlich haben wir nach drei Tagen wieder Grün gesehen.“

Die Landschaft der normalen, karnevalesken Hochwasserkatastrophe

Der Titel dieses Beitrags birgt zwei scheinbare Widersprüche, die hier als einleitendes Momentum aufgegriffen und aufgelöst werden sollen: Erstens enthält er die Behauptung, dass so etwas Ephemeres und Kurzfristiges wie ein Hochwasser eine eigene Landschaft ergibt. Zweitens ist es schwierig, diese Hochwasserlandschaft als zugleich normal, katastrophal und karnevalesk zu begreifen. Die Auflösung beider scheinbaren Widersprüche liegt allerdings nicht in einer theoretischen Abhandlung zum Konzept der Landschaft oder der Reflexion verwendeter Kategorisierungen. Vielmehr ergibt sie sich aus dem in diesem Beitrag analysierten Fallbeispiel einer Hochwasserlandschaft: An der Grenze zwischen Ober- und Niederösterreich erheben sich im Strudengau rechts und links der Donau Hügel, die die Donau räumlich einschränken. Bei Hochwasser bildet der Strudengau daher einen Flaschenhals, vor dem sich das Wasser aufstaut – das so genannte Machland zwischen Ardagger Markt und Wallsee im südlich gelegenen Niederösterreich und bei Mitterkirchen im nördlich angrenzenden Oberösterreich. Durchschnittlich einmal jährlich wird dieses Gebiet von der Donau überschwemmt. Nachdem das Überschwemmungsgebiet für etwa 500 Jahre besiedelt worden war, haben sich seine Bewohner/-innen in den letzten 40 Jahren nach und nach aus der direkten Hochwasserzone zurückgezogen. Sie wohnen nun zum Großteil direkt an dessen Rand und können von höher gelegenen Stellen aus das Wasser aus der Entfernung beobachten. Die Landschaft im Machland ergibt sich historisch also aus direkter und vor allem wiederkehrender Betroffenheit durch das Wasser. Jeder Mensch im Machland weiß, wie die Hochwasserlandschaft aussieht; jeder kann sie lesen und jeder weiß, was zu tun ist, wenn das Hochwasser kommt. Seit bald zehn Jahren sind bis auf einzelne Ausnahmen – zumindest im südlichen Teil des Machlands – alle Bewohner/-innen ausgesiedelt. Staatlich finanziert, konnten sie sich außerhalb der Hochwasserzone neue Häuser bauen. Die verlassenen Höfe wurden geschliffen, damit es kein Zurück mehr geben kann. Durch die Aussiedelung ergibt sich ein neuer Blick auf das Hochwasser. Er wird nicht mehr dominiert vom praktischen Umgang mit dem Wasser, von den zu treffenden Vorkehrungen, vom Lesen der Zeichen über den weiteren Verlauf der Hochwasserkurve und von der Bedrohung des ‚zu hohen‘ Hochwassers. Heute ist die Beobachtung der verrückt spielenden – der karnevalesken – Donau wichtiger geworden, denn eine direkte praktische Auseinandersetzung findet kaum noch statt.

Die Donau war allerdings auch schon vor der Aussiedelung karnevalesk. Und sie hat auch schon vor der Aussiedelung karnevalisiert. Mit dem Zusammenhang zwischen Hochwasser und Karneval ist die zentrale Hypothese dieses Aufsatzes umrissen: Die Donau

weist Charakteristika des Karnevalskens auf. Sie karnevalisiert die Gesellschaft. Die ver-rückte Donau induziert Vorbereitungen aller Art. Diese werden in den ersten beiden Ab-schnitten des Aufsatzes unter den Begriffen Routine und Katastrophe besprochen, die je-weils die Wahrnehmung des Hochwassers und seiner Landschaft strukturieren. Im letzten Abschnitt wird es um die Erfahrung der Landschaft selbst als karnevalsk gehen. Denn das Hochwasser ist im Machland nicht nur Katastrophe oder wiederkehrende Routine, es ist auch etwas Interessantes, Fröhliches, Verkehrtes. Vor dem Einstieg in das Thema sind allerdings noch einige Vorbemerkungen notwendig.

Vorbemerkungen: Die karnevalsk Donau im karnevalisierten Machland

Die erste Bemerkung betrifft das Konzept des Karnevals, das in diesem Beitrag auf das Hochwasser angewendet wird. Das Konzept des Karnevalskens stammt von dem russi-schen Literaturwissenschaftler Michail Bachtin und ist bis heute insbesondere in der Kul-turwissenschaft einflussreich.¹ Laut Bachtin war das französische Mittelalter von einer au-ßerordentlichen Lachkultur geprägt, dessen zentrales Moment der Karneval als eine Art Gegenwelt war: „Der Karneval ist das zweite, auf dem Lachprinzip beruhende Leben des Volkes, er ist sein *festliches Leben*.“² In diesem wurden Hierarchien aufgehoben und um-gekehrt. In der Renaissance verschwand die frühere Lachkultur, fand jedoch Eingang in die Literatur und hier am markantesten in die Werke des französischen Autors Rabelais, dem zentralen Beispiel Bachtins. Nicht mehr der Karneval karnevalisierte, sondern eine bestimmte literarische Gattung. Mit „karnevalsk Restbestände[n]“³ im 20. Jahrhundert hat sich Bachtin laut eines Vorworts von Renate Lachmann zur deutschen Suhrkamp Edi-tion von *Rabelais und seine Welt* allerdings nicht beschäftigt. Und eine solche historische Kontinuität herzustellen, scheint im Rahmen dieses Aufsatzes ein zu gewagtes Unterfan-gen. Im Verkehrten, Faszinierenden liegt der entscheidende Punkt, der Hochwässer zu et-was (potentiell) Karnevalskem macht: Das Hochwasser gewinnt seinen Sinn unter ande-rem „aus der parodistischen und profanierenden Inversion der kanonisierten Werte.“⁴ Die Natur strukturiert ihr Verhalten allerdings nicht über Werte, denn „die Natur kennt keine Katastrophen“⁵. Vielmehr werden natürliche Prozesse – so man sich auf die Naturwissen-schaften beziehen möchte – durch Naturgesetze bestimmt. Und genau die sind es, die beim Hochwasser invertiert werden. Der Fluss funktioniert nicht mehr wie gewohnt. Wasser fließt aufwärts, Schall breitet sich über weitere Strecken aus als sonst, Geländeunterschiede verschwinden. Das alles sind Beispiele für eine karnevalsk Hochwasserlandschaft, wie sie im dritten Abschnitt des Artikels besprochen werden.

Die Übertragung des Bachtin'schen Konzepts hat ihre Grenzen. Das wird anhand zweier schon gefallener Beispiele deutlich: Erstens argumentiert Bachtin, dass ein karnevalisier-ter Zustand Hierarchien temporär aufhebt. Das ließe sich zwar auch für das Hochwasser attestieren⁶, wenn man an außergewöhnlichen Zusammenhalt denkt, der mit Katastro-phen einhergehen kann. Andererseits weisen gerade die federführenden Organisationen der Hochwasserbewältigung wie Feuerwehr und Bundesheer besonders starke Hierarchien auf. Zweitens hat der Karneval etwas Profanierendes an sich. Auch hier ist keine eindeutige

Umlegung auf Hochwasser möglich, denn einerseits führt das Hochwasser zu Besudelung der Güter, einer Form der Profanierung also. Andererseits wurden Hochwässer in Mittelalter und Früher Neuzeit als Strafe Gottes verstanden⁷ und können in der Moderne als Manifestierung der Heiligkeit der Natur gelesen werden.⁸ Die Übertragung des Karneval-Konzepts ist daher eine komplexe Angelegenheit, die weiterer Überlegung bedarf. Hier dient sie als vorläufiges Arbeitsinstrument.

Die zweite Vorbemerkung betrifft die Datenbasis dieses Artikels, die aus der Mitarbeit an der Konzeption der Ausstellung *Donau. Fluch und Segen* stammt, die von Mai bis November 2010 in Ardagger Markt gezeigt wurde.⁹ In Vorbereitung der Ausstellung habe ich im September 2009 mit neun von Hochwässern betroffenen Personen aus dem Machland Interviews durchgeführt und darüber hinaus mit einer Handvoll Bewohner/-innen formlose Gespräche geführt.¹⁰ Die dabei entstandenen Videoaufnahmen wurden in der Ausstellung im Film *Wenn der Spitz unter ist. Alltagsberichte über Hochwässer im Machland* gezeigt. Ergänzt wurden die Interviews durch Sekundärliteratur und insbesondere durch die Chronik der Feuerwehr Stephanshart, die im östlichen Teil des niederösterreichischen Machlandes unter anderem für den Hochwasserschutz und Aufräumarbeiten zuständig ist. Die Inhalte der Interviews und die Auswahl der Daten bezogen sich auf die Hochwässer zwischen 1954 und 2002 im südlichen Machland.

Hiermit ist auch schon die dritte und letzte Vorbemerkung angesprochen, denn das Verständnis der Interviews erfordert eine Grundkenntnis des Machlands. Beim kaum zehn Kilometer langen Machland handelt es sich um ein in allen Himmelsrichtungen umgrenztes flaches Becken. In ihm breitet sich das Wasser aus, wenn der enge Strudengau am Ostende des Beckens den Durchfluss erhöhter Wassermengen verhindert. Am südöstlichen Eingang in den Strudengau liegt Ardagger Markt, ein Teil der etwas über 3.000 Bewohner/-innen umfassenden Gemeinde Ardagger. Richtig überschwemmt war der Ort das letzte Mal 1979, kurz vor dem Ende der Bauarbeiten an einem Damm.¹¹ Dass man diesen Damm überhaupt bauen konnte, ist allerdings der geografischen Lage am steilen Eingang zum Strudengau zu verdanken. Ganz anders ist die Situation im etwas tiefer gelegenen Augebiet, das zu Stephanshart gehört, ebenso Teil der Gemeinde Ardagger. Es ist diese Zone, die durchschnittlich einmal jährlich überflutet wird. Seit dem 15. Jahrhundert hatten sich Bauern und Bäuerinnen in der Au angesiedelt.¹² „Sieben Jahre ohne Hochwasser bescheren den Bauern und Bäuerinnen in der Au ein goldenes Pflugblatt!“, hieß es früher im Machland, denn es galt als ausgesprochen fruchtbar. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts änderten sich die Vorzeichen nicht nur der Bewirtschaftung, sondern des Lebens insgesamt auf dramatische Weise. Einerseits konnte das sprichwörtliche „goldene Pflugblatt“ infolge sinkender Preise für landwirtschaftliche Produkte nicht mehr erwirtschaftet werden. Andererseits war es unmöglich, das Leben in der überschwemmungsgefährdeten Au mit der konsumgesellschaftlichen Modernisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Einklang zu bringen: Einbauküche und Waschmaschine waren schwieriger vor dem Hochwasser in Sicherheit zu bringen als die hochwassergeprüfte Einrichtung von ehemals. Während in Ardagger Markt ein Damm errichtet wurde, lag der einzige nachhaltige Schutz vor dem Wasser direkt in der Au in der Abwanderung. Diese erfolgte unter staatlicher Unterstützung und in mehreren Etappen. Die letzte davon bestritt man nach dem Jahrtausendhochwasser 2002, als die üblichen Mechanismen der Flucht in den ersten Stock nicht griffen, weil der Donauegel mit seinen 15,7 Metern¹³ in vielen

Fällen auch diesen erklomm. In Folge entschlossen sich auch die bis dahin noch verbliebenen Grundeigentümer/-innen dazu, meist in höhere Lagen Stephansharts zu übersiedeln. Nachdem ihre Anwesen geschätzt worden waren, bekamen sie eine staatliche Unterstützung für die Aussiedelung ausbezahlt.¹⁴ Das Hochwasser 2002 markierte für das Machland daher einen historischen Wendepunkt, der zugleich den Endpunkt einer lang in die Vergangenheit zurückreichenden Geschichte darstellt. Der Umgang mit immer wiederkehrenden Hochwässern hat sich fundamental geändert. Das Hochwasser stellt normalerweise keine direkte Bedrohung mehr dar, da es außerhalb des Siedlungsgebietes stattfindet. Es ist nicht mehr notwendig, die Zeichen des Wassers zu lesen, Vorkehrungen zu treffen und in den ersten Stock zu flüchten. Das Hochwasser existiert indes noch immer und wird von den Bewohnerinnen und Bewohnern mit der neu gewonnenen Distanz weiter beobachtet.

Abbildung 1: Hochwasser im Machland-Süd mit Blick auf Ardagger Markt, Ardagger 2009



Foto: Friedrich Füllinger

[Abbildung siehe Druckfassung]

Spricht man mit Bewohnerinnen und Bewohnern Ardaggers über die Zeit, in der Hochwasser noch eine direkte Bedrohung darstellten, so ist das Katastrophale eines Hochwassers immer nur ein Aspekt, der in seiner Bedeutung zum Teil hinter die beschriebene Routine zurücktritt. Von außen wirke das gefährlich, aber wenn man es erst einmal gewohnt sei, dann folge man jenen eingespielten Regeln, die mit Erscheinen des Wassers in Kraft treten. Im Folgenden wird von drei Arten von Hochwässern die Rede sein, die die Wahrnehmung des Wassers in den letzten 60 Jahren strukturiert haben. Im nachstehenden Abschnitt wird

zunächst von *normalen* Hochwässern die Rede sein, die fast schon zum Alltagsleben im Machland gehören. Das Normale kann von *katastrophalen* Hochwässern abgegrenzt werden, die einen ‚normalen‘ Umgang nicht mehr zulassen. Im darauf folgenden Abschnitt wird das *karnevaleske* Hochwasser aufgegriffen und hier insbesondere die Konstruktion von Landschaft berücksichtigt.

Die normale Hochwasserkatastrophe

Zwei Aspekte kennzeichnen die Wahrnehmung eines Hochwassers als normales Ereignis: die routinierte Praxis der Betroffenen und Helfenden einerseits und die Abgrenzung zum Extremen andererseits. Nachdem 1954 ein extremes Hochwasser stattgefunden hatte, wurde 1955 folgender Eintrag in die Feuerwehrchronik Stephanshart verfasst: „Die Donau vergaß uns auch in diesem Jahre nicht und setzte die Au in der Zeit vom 7. Juli – bis [sic!] 11. Juli, unter Wasser. Sie erreichte einen Stand von 730 cm. Natürlich ist das Wasser wieder in viele Häuser eingedrungen und erreichte in manchen davon eine ganz respektable Höhe.“¹⁵ Ein Jahr davor hatte die höchste Überschwemmung seit mehr als 50 Jahren stattgefunden, die alle früheren Hochwässer – bis auf wenige Ausnahmen – harmlos wirken lassen musste. Die meisten Hochwässer tauchen in den Erinnerungen der interviewten Bewohner/-innen Ardaggers nur als verschwommene Ereignisse auf. Schließlich kehrt das Hochwasser jedes Jahr wieder, und im routinierten Ablauf gleicht eines dem vorhergehenden wie dem nachfolgenden. In Erwartung des Hochwassers werden in aller Eile die nötigen Maßnahmen getroffen, um Vieh, Hof, Maschinen und die Menschen selbst zu schützen. Denn wenn das Wasser einmal im Haus ist, dann lässt sich kaum noch mehr machen, als auf seinen Rückzug zu warten – nach welchem mit der Hilfe von Bekannten, Verwandten, der Feuerwehr und manchmal auch des Bundesheeres alles möglichst schnell wieder in Ordnung gebracht wird. Man könnte diese routinierte Vorgangsweise auch als Kulturtechnik beschreiben, die einen angemessenen Umgang mit dem Hochwasser und die Integration des Ereignisses in den Alltag ermöglicht.¹⁶ Und als Kulturtechnik unterliegt dieser Umgang historischen Veränderungen. Im 20. Jahrhundert war er insbesondere von Veränderungen der Kommunikationstechnik geprägt, von der Umstrukturierung der Landwirtschaft, steigender Mobilität und insgesamt höherem Wohlstand – alles Symptome des „1950er Syndroms“, das auf Erdöl als primärem Energieträger beruht.¹⁷

Dass die Einrichtung des Erdgeschoßes und die Vorräte aus dem Keller in den ersten Stock in Sicherheit gebracht werden oder dass man Autos und landwirtschaftliche Maschinen aus der Hochwasserzone führt, ist zwar naheliegend, deshalb aber nicht weniger einem historischen Wandel unterlegen. Früher, als der materielle Wohlstand nicht so groß war, sei – so Maria Königshofer, die nach dem Hochwasser 2002 aus der Stephansharter Au absiedelte – der Transport der Einrichtung noch wesentlich einfacher gewesen. Damals hatte man ja nicht viel mehr in einer Küche als eine Kredenz, einen Tisch und ein paar Sessel. Die Einbauküchen, die sich mittlerweile längst durchgesetzt haben, sind wesentlich schwieriger abzumontieren.

Im Machland wurde die Flucht in den ersten Stock zum Topos in der kollektiven Erinnerung der ausgesiedelten Bevölkerung. Selbst das Vieh trieb man beim sogenannten (Vieh-) Auftrieb über eine schräge Holzplatte in den relativ engen ersten Stock.¹⁸ „Da hat

es“, beschreibt die in den 1970er Jahren aus der Stephansharter Au ausgesiedelte Maria Schmidthaler,

„immer einen eigenen Auftrieb gegeben [...] an einer Stelle am Futterboden, wo nie ein Heu oder Stroh hingekommen ist. Das ist immer frei geblieben. Immer. [...] Da ist auf der äußeren Wand [...] so ein ganz ein dicker Baum angemacht [gewesen. ... An dem] waren nur Ringe, im Abstand von den Kühen [befestigt]. Und an den Ringen da hat man sie an der Halskette angehängt. Früher [...] ist ja das Vieh sowieso angehängt gewesen, die waren das gewohnt. [...] So viel Platz haben sie gehabt, dass sie fressen haben können. [...] Da hat man ihnen das Futter von hinten nach vorne geschmissen, natürlich, weil vorne hat man keinen Platz mehr gehabt, da war die Wand. Furchtbar war's eh. [...] Und ausgemistet ist nicht worden“,

denn durch die einzige Tür nach draußen wurde das Wasser mit einem Kübel heraufgezogen. Bei den letzten Hochwässern vor der Aussiedlung ersparte man sich auf dem Hof von Maria Schmidthaler allerdings bereits den Auftrieb und brachte die Tiere zu befreundeten Bauern und Bäuerinnen außerhalb der Au. Überhaupt sei es nur durch gegenseitige Hilfe möglich gewesen, mit dem Hochwasser umzugehen. Jeder Bauer in der Au habe, so Johann Kremslehner, zumindest „früher“, in den 1950er und 1960er Jahren, immer jemanden „draußen“ gehabt, der im Falle eines Hochwassers zur Hilfe eilte, um die Betroffenen und die Feuerwehr bei der Arbeit zu unterstützen. Dazu zählte auch, den Misthaufen davor zu schützen, dass er weggeschwemmt werde, oder das Heu rechtzeitig einzuholen, damit das Vieh im ersten Stock auch bei längeren Hochwässern versorgt war.

Auch für die Menschen war oben vorgesorgt. Eine provisorische Küche war in den frühen 1970er Jahren etwa bei Maria Schmidthaler im ersten Stock ebenso vorhanden wie ein eigener Stromkreis. Sobald man sich eingerichtet hatte und das Wasser kam, begann im ersten Stock der Alltag. Kühe mussten versorgt und gemolken werden. Mit der bereitstehenden Zille fuhren die Bauern und Bäuerinnen zu einem vereinbarten Treffpunkt an die neue Grenze zum Land, wo sie die Milch abgaben und die leeren Milchkannen mit Trinkwasser auffüllten, berichtet Maria Schmidthaler. Oder die Feuerwehr kam mit Lebensmitteln vorbei und schaute, ob alles in Ordnung war, erinnert sich Maria Königshofer. Darüber hinaus gab es oft nur wenig zu tun. Sowohl Familie Schmidthaler als auch Maria Königshofer waren immer wieder froh, wenn sie von Verwandten, Bekannten, Befreundeten und Hilfskräften besucht wurden. Mit anderen Worten, das Alltagsleben ging bei Hochwasser weiter. Maria Schmidthaler zum Beispiel berichtet, wie sie in den 1960er Jahren abends mit der Zille zum Flussufer fuhr, um beim Wieselburger Volksfest Freunde zu treffen. Da es bei der Rückkehr schon dunkel war, mussten Freunde solange mit den Scheinwerfern ihres Fahrzeuges über das Wasser leuchten, bis Maria Schmidthaler sicher beim Hof angekommen war.

In puncto Flucht und Routine unterscheidet sich die Wahrnehmung des Hochwassers in Ardagger Markt zumindest bis zum Dammbau 1979 nicht wesentlich von jener in Stephanshart. Auch hier flüchtete man routiniert in den ersten Stock. Mit Evakuierung hatte das für die Bewohner/-innen 1954 nichts zu tun, erzählt Ingeborg Daxbacher, deren Eltern aus Ardagger Markt stammten. Damals sei man bescheidener gewesen als heute, und alles Nötige sei ja da gewesen. So habe der Bäcker sein Geschäft einfach im ersten Stock weiter

betrieben, ebenso wie der Greißler. Und auch Franz Moser kann sich erinnern, wie seine Familie „am zweiten Tag [des Hochwassers] schon wieder die Tabaktrafik vom Fenster vom ersten Stock aus wieder in Betrieb genommen [hat], weil Zigaretten sind ja sehr was Wichtiges in so einem Fall. Und die Leute sind dann mit der Zille gekommen und haben sich die Rauchwaren geholt.“ Auch Herr Moser selbst hatte glücklicherweise eine Zille:

„[Den] Dr. Schreiner, der hat seine Ordination in Amstetten gehabt, den hab ich jeden Tag in der Früh geholt, bin bei der Haustür hineingefahren, bis zur Stiege zum ersten Stock, und da sind er und seine Frau eingestiegen. Ich hab sie dann hinausgeführt bis zur hochwasserfreien Zone. Da hat er sein Auto stehen gehabt. Und mittags hab ich ihn wieder geholt und wieder am selben Weg zurückgebracht.“

So wie dem Alltag während des Hochwassers haftet auch den Aufräumarbeiten danach eine gewisse Routine an, zu der insbesondere die helfenden Organisationen beitragen. Die größten Aufräumarbeiten seien früher allerdings schneller erledigt gewesen als heute, heißt es. Denn damals hätten die Donauhochwässer weniger „Letten“ – schlammige Ablagerungen – gebracht: 10 bis 20 Zentimeter Donauschlamm seien da liegen geblieben, während es heute auf Grund der Donaukraftwerke oft mehr als ein halber Meter ist. Den muss man sofort entfernen, da er sonst trocknet und hart wie Beton wird. Außerdem „letzelt“ – riecht – der Schlamm und damit das gesamte Überschwemmungsgebiet, erklärt Ingeborg Daxbacher. Wenn die Letten erst einmal weggespült ist und der Ort nicht mehr stinkt, dann ist das Wichtigste erledigt. Um die Details – das Trocknen der Mauern, das Ausmalen, den Garten – kümmert man sich dann in den folgenden Wochen und Monaten.

Und doch: Hochwässer haben auch immer etwas Extremes an sich, da sie trotz aller Vorhersagen bis zu einem gewissen Grad unberechenbar bleiben. Gewohnt sei man ja an die Hochwässer, gibt Franz Moser zu bedenken, „nur wenn’s halt so arg ist, dann ist [es] natürlich [...] für alle sehr schwer zu ertragen.“ Der Soziologe Lowell J. Carr¹⁹ hat schon in den 1930er Jahren darauf hingewiesen, dass Katastrophen immer dann entstehen, wenn „kulturelle Schutzvorkehrungen zusammenbrechen.“²⁰ Genau das war im Machland zumindest zwei Mal in den letzten hundert Jahren der Fall, als das Wasser so hoch stieg, dass ein routinierter Umgang damit nicht mehr möglich war: Die Jahre 1954 und 2002 sind in die Erinnerung der Bewohner/-innen des Machlands fest eingeschrieben. Daneben werden nahezu von allen das drei Wochen anhaltende – und damit sehr lange – Hochwasser von 1965 und als aktueller Referenzpunkt das niedrigere Hochwasser von 1991 hervorgehoben.

Als schwierigste Momente der Hochwasserkatastrophe von 2002 hat Johann Kremslehner, der damalige Feuerwehrkommandant von Stephanshart, jene in Erinnerung, als er den Aubewohnerinnen und -bewohnern mitteilen musste, was noch nicht zu erahnen war:

„Man muss jetzt hingehen zu einem Haus, das wunderschön gebaut worden ist. Man fragt dann vorsichtig, wie hoch war bei euch das Hochwasser 1954? Und dann deuten sie so auf diese Höhe. Dann sagt man: Räumt’s aus, weil es wird um einen Meter höher. Den Menschen das beizubringen, das ist hart. Und da hab ich einen Fall erlebt, [...] die sind total ausgerastet, als ich dort war und [...] ihnen das erklärt hab.“

Denn über die Höhe des Hochwassers gab es zu diesem Zeitpunkt nur eine Prognose. Nichts sonst deutete auf die Dimension der erwarteten Flut hin. Diesen Moment der Überraschung hat es für manche auch 1954 gegeben. Als der damalige Autor der Feuerwehrchronik Stephanshart von der bevorstehenden Überschwemmung hörte, eilte er in die Au, um den Bauern und Bäuerinnen bei ihren Vorbereitungen zu helfen:

„Bei Freinhofer und Seppbauern sah ich schon fremde Hilfe und ging vorbei. Anders war es bei Steirerbauer: Dieser stand mitten im Stall und wollte zu weißen beginnen. Obwohl er auch die Meldung gehört hatte, war er der Meinung, daß das Wasser bis zu uns viel an Höhe verlieren würde und daher nicht so kritisch werden konnte. Er ließ sich aber schnell eines anderen belehren und stellte die begonnene Arbeit ein.“²¹

Franz Moser erinnert sich daran, dass auch in Ardagger Markt 1954 zunächst niemand glauben wollte, dass das Wasser tatsächlich bis in den Ort steigen würde. Als aber die Bewohner/-innen die drohenden katastrophalen Ausmaße realisierten, nahmen sie hektisch die notwendigen Arbeiten vor. Wie 1954 war dies auch 2002 anstrengend und strapaziös, weiß die Familie Franz Heilmanns zu erzählen, die das Hochwasser 2002 in Mitterkirchen erlebte: „Dieses Kellerausräumen und Hinaufschleppen auf den Dachboden ist eine anstrengende Arbeit. Die Anstrengung ist vielleicht auch deshalb besonders spürbar, weil dieselbe Arbeit ja erst im März des heurigen Jahres [als die Au das letzte Mal überflutet worden war, Anm.] auch getan werden mußte.“²² „Und auf einmal war’s heran“, berichtet Franz Moser über das Jahr 1954, „und ich kann mich noch erinnern, wie es über die Stiegen in den Keller gestürzt ist, das Wasser, mit Getöse.“ Unsicher bleibt bei einem Hochwasser bis zuletzt immer, wie hoch das Wasser tatsächlich steigen wird. So wie die meisten Aubauern und -bäuerinnen 1954 mussten auch die verbliebenen 2002 letztlich evakuiert werden. Das Wasser erreichte den ersten Stock, die Bewohner/-innen flüchteten vorübergehend in noch höhere Teile des Hauses. Nur die Bewohner/-innen höher gelegener Höfe hatten Glück im Unglück.

Während in der Au die Grenze zwischen Routine und Katastrophe in erster Linie mit einer gewissen Wasserhöhe zusammenfällt, kommt in Ardagger Markt seit 1979 alles auf den Damm an. Dass der Damm nicht genug Höhe haben könnte, ist allerdings nur ein Aspekt. Genauso groß ist laut Franz Pressl, dem früheren Feuerwehrkommandanten von Ardagger Markt, die Sorge, dass bei zu hohem Druck durch das Wasser der Damm breche und der gesamte Ort inklusive der Gebäude in höheren Lagen weggespült werde. 2002 ordnete daher die zuständige Bezirksstelle zunächst an, zur Entlastung des Damms den Ort zu fluten.²³ Der verantwortliche Feuerwehrkommandant trat allerdings vehement gegen diese Vorgangsweise auf: Er wollte nicht fluten lassen, solange es die Situation nicht wirklich erforderte. Zur Sicherheit wurde der Ort mithilfe des Militärs evakuiert. Von der höher gelegenen Kirche aus, so erzählt Franz Pressl, beobachteten die Bewohner/-innen die Lage und hofften, dass der Damm nicht brechen würde. Zwei Mal schien es so weit, doch in beiden Fällen stellte sich das als Fehlalarm heraus.²⁴

Erst wenn die Donau den Höchststand erreicht hat und das Wasser wieder zu sinken beginnt, ist die Ungewissheit üblicherweise vorbei. Trotzdem kann die Wahrnehmung der Situation als extrem anhalten; vor allem, wenn eine gewisse Höhe erreicht ist und man sich kaum noch bewegen kann. Alles lässt sich in der kurzen Vorbereitungszeit gar nicht berücksichtigen, berichtet Hannes Manner: „Das sind lauter so Sachen, an die du nicht

denkst, wenn das ist. Keine Toilette, und kein Wasser, und kein Telefon, und kein Strom, und kein Radio, und kein Fernsehen.“

Wirklich deutlich wird das Ausmaß der Katastrophe, wenn das sinkende Wasser die Zerstörung sichtbar macht. Auch hier ragen insbesondere die Ereignisse von 1954, 1965 und 2002 über andere Hochwässer hinaus: Für das Jahr 1954 veröffentlichte die *Amstettner Zeitung* eine mehrzeilige Bilanz für Stephanshart: „Maria Raffetzeder: Dachstuhl zerstört, Mauerschäden; Johann Heindl: Hütte demoliert und Scheune schwer beschädigt; Josef Obereigner: Scheune beschädigt; Maria Durringer: Bauschäden trotz Neubau; Ludwig Auer: Stallungen gefährdet [...]“²⁵ Nach dem dreiwöchigen Hochwasser 1965 lagen die Schäden insbesondere für die Landwirtschaft jenseits der schlimmsten Erwartungen: „Die nun sichtbar werdenden Flurschäden sind so, wie wir sie wohl vorausgeahnt – aber nicht auszusprechen wagten: Sie sind total und lassen sich einfach nicht mehr steigern.“²⁶ Und auch 2002 gab es katastrophale Schäden. Überall sei der Schlamm gewesen, erzählt Maria Königshofer. Die Badewanne war bis oben hin voll, aus den Steckdosen ist er geronnen, der Kachelofen war damit verstopft und die dicken Wände des Erdgeschoßes waren bis oben hin feucht. Ähnliches berichtet Hannes Manner. Sein erster Eindruck, als er nach Ende des Hochwassers wieder nach Hause kam:

„Aber da hat es ausgeschaut wie nach ... Unglaublich! Also wenn ich das alleine alles machen [hätte] müssen, da hätt' ich ein Taferl hingehängt und hätt' hingeschrieben: Der Erste, der das liest, kann sich alles behalten, weil ich kann das nicht machen. Da war so viel Schlamm und Dreck und üble Gerüche, und alles war kaputt.“

Ähnliche Beschreibungen finden sich in großer Zahl in einem von Eugenie Kain herausgegebenen Buch, in dem 2002 betroffene Bewohner aus Mitterkirchen ihre Erlebnisse niederschrieben. Die materiellen Schäden wurden nur noch von der tragischen Verunglückung eines Bewohners von Mitterkirchen während des Hochwassers überschattet.²⁷

Die Auswirkungen der großen Hochwässer waren es, die den Ruf nach allgemeinen Maßnahmen laut werden ließen. Maria Schmidthaler erinnert sich an die Situation nach dem Hochwasser 1954: Ihr Vater versuchte damals, die anderen Aubauern und -bäuerinnen davon zu überzeugen, dass es so nicht weitergehen könne, dass man etwas unternehmen müsse – etwa wegziehen oder einen Damm bauen. Unmöglich erschien das den anderen, länger ansässigen Aubauern und -bäuerinnen, die aufgrund gemeinsamer Erfahrungen von Hochwässern fest zusammenhielten. Und so baute die Familie den zerstörten Stall wieder auf. Eine Wende brachte der Besuch von Landeshauptmann Eduard Hartmann Mitte der 1960er Jahre. Das Wasser stand wieder einmal in der Au:

„Große Aufregung, der Landeshauptmann kommt mit der Zille, geht genau bei der Leiter hinauf, genau wie wir. [...] Der hat geglaubt [...], so kann man nicht leben, eigentlich. Aber er hat gesehen, wir sind irgendwie organisiert mit E-Herd oben. [...] Wir haben da kochen können. [...] Das war ja irgendwie eingerichtet provisorisch. [...] Na und dann hat er gesagt, nein, das geht nicht, da müssen wir irgendwas tun.“

Aber erst Bürgermeister Karl Amon habe nach der Gemeindezusammenlegung von Ardagger Markt, Stephanshart und anderen Ortsteilen die Sache als niederösterreichischer

Landtagsabgeordneter entscheidend vorangebracht. Das habe, so Maria Schmidthaler, sowohl zur Unterstützung bei der Aussiedelung als auch zum Dammbau in Ardagger Markt geführt.

Für die Bewohner/-innen von Ardagger Markt war der Dammbau kaum mit Einschränkungen verbunden, er brachte – im Gegenteil – Vorteile, da der Damm seither auch als lange ersehnte Umfahrungsstraße für den Ort fungiert. In Stephanshart hingegen bestand der Schutz vor dem Hochwasser darin, die Au zurückzulassen – und damit die Heimat, die Gemeinde, die Nachbarschaft, vielleicht sogar die Landwirtschaft und die damit verbundene Lebensweise aufzugeben. Denn um die staatliche Entschädigung zu erhalten, musste man Haus und Hof abreißen lassen. Sowohl für Maria Schmidthalers Familie, als auch für Familie Ruthner war die Sache schnell klar. Anna Ruthner erinnert sich:

„Meine Mutter war damals schon [...] 90 Jahre alt und sie war froh, dass sie herausgekommen ist. Wissen Sie, sie hat [...] im Erdgeschoß gewohnt, und wissen’S, wie das ausgeschaut hat: Das Bett war eh auf der Mittelmauer [...], aber das Bett ist schon schimmelig geworden. Die Häuser sind ja schon Jahrhunderte [...] so oft überflutet worden. Die sind ja so durchnässt.“

Im gesamten Mostviertel habe man sich nach Möglichkeiten umgeschaut, die Landwirtschaft neu aufzubauen. Schließlich schuf sich Familie Ruthner nicht weit entfernt außerhalb der Au eine neue Existenz. Viele andere wollten die Au zunächst nicht verlassen. Die Katastrophe 2002 gab schließlich den letzten und entscheidenden Anstoß. Sowohl für Maria Königshofer als auch Hannes Manner war klar, dass sie gehen mussten, dass weder sie noch ihr Hof eine weitere Katastrophe dieses Ausmaßes überstehen konnten.

Auch wenn alle interviewten Aussiedler/-innen froh darüber waren, den Hochwässern nicht mehr ausgeliefert zu sein: Mit dem Verlassen der Höfe war auch Bedauern verbunden. An die Zeit in der Au erinnert man sich gerne zurück. Anna Ruthner besucht immer wieder den Ort in der Au, an dem früher der Hof gestanden war: „Da hab ich mir immer alles angeschaut, das Ganze [...]. Und dann war ich wieder zufrieden. Dass ich wieder alles gesehen hab’. Die Bäume, den Garten, den Wald und alles.“ Hannes Manner schlug der Gemeinde Mitterkirchen vor, nach dem Abriss seines Hofes zumindest den Torbogen als Denkmal aufstellen zu lassen. Eigentlich hätte er sich noch eine kleine Kapelle gewünscht. Die wurde aber nicht realisiert. Stattdessen, sagt er, habe er auf der Fläche hinter dem Torbogen, wo früher sein Hof stand, eine Wiese angelegt.

Die karnevaleske Donaulandschaft

„Ein Teil der Leute lachte und ein Teil weinte“²⁸, heißt es in den Melker Annalen über das Hochwasser von 1501. Der Historiker Christian Rohr erklärt dies mit der extremen Anspannung, die die Bewohner/-innen angesichts der Katastrophe empfinden mussten.²⁹ Das Lachen schafft Distanz zu den Geschehnissen.³⁰ Nicht weniger plausibel scheint aber die Erklärung, dass jener Teil der Bevölkerung lachte, den das Hochwasser faszinierte. Im Wien des 18. Jahrhunderts war das nicht anders:

„Der Eißstoß hat auch schon z’gehn angfangen, und da freun sich schon viele auf eine Ueberschwemmung, damit s’ einmal wieder ein Spektakel z’sehn kriegn. Es fahrn jetzt auch schon eine Menge gnaedige Herrn und Fraun auf Nußdorf spazieren, und da habn s’ ordentlich ein Freud drüber, wenn s’ sehen, daß ein Bruckenjoch nach’n andern z’samm burzelt. Aber d’armen Leut, die an Wasser wohnen, habn kein so große Freud dran; denn die wissen halt, was d’Wassernoth für ein groß’s Elend ist.“³¹

Auch im Machland gibt es lachende Menschen. Sie werden in den beiden folgenden Abschnitten in die emischen Kategorien der *Tourist/-inn/-en* – auswärtige Zuschauer/-innen – und des *Hochwasserschauens* durch Einheimische geteilt.

Hochwasser I: Touristen

Hochwässern scheint immer auch etwas Spektakuläres anzuhaften. Die Tatsache, dass sie – genauso wie andere Katastrophen – zu medialen Ereignissen werden, formt davon Zeugnis.³² Es sollte daher kaum überraschen, dass zwei meiner Gesprächspartner/-innen in Ardagger schon mehrmals zu Fernsehinterviews gebeten wurden. Und tatsächlich ist es auch nicht schwierig, über den kleinen Ort Ardagger eine große Zahl an historischen Medienberichten zu finden, wenn man die lokalen Aufzeichnungen zum Ausgangspunkt historischer Medienrecherche nimmt. Durch das Spektakel angezogen, kommen Beobachter/-innen von außen in das Machland. Sie werden üblicherweise mit dem Terminus Hochwassertouristen umschrieben, denn ihrem Schauen haftet – wie dem Tourismus oft vorgeworfen wird – etwas Voyeuristisches an: Manche Schaulustige fotografieren aufdringlich und äußern taktlose Bemerkungen, die den Betroffenen die „Zornesröte“³³ ins Gesicht treiben.³⁴ „Das ist ja das Schlimmste: Wenn’s einfach kommen und schauen. Ich weiß nicht, was sie sich anschauen“, empört sich Maria Königshofer. Eine mögliche Antwort gibt Franz Moser: „Man freut sich, dass man selber nicht davon betroffen ist, fährt nach Haus und freut sich.“ Theresia Schön vermutet, dass es am Nervenkitzel liegt, den das Hochwasser Außenstehenden bereitet.³⁵ Nicht selten richten die Schaulustigen zusätzliche Schäden an, so wie 1954, als sie laut Franz Moser „rücksichtslos durch die Wiesen gegangen“ seien. Zudem hinderten die Schaulustigen Tiere daran, ihre üblichen Fluchtwege zu verwenden, weiß Johann Kremslehner. Sie stehen den Einsatzkräften im Weg, speziell wenn Absperrungen nicht beachtet werden. 1954 waren laut *Amstettner Anzeiger* sogar 20.000 Schaulustige nach Ardagger gekommen.³⁶ Franz Moser erinnert sich, wie jemand begeistert ausrief: „Das ist ja wie in Venedig!“ Schön sei das Hochwasser – aber nur für die, die es nicht betrifft.

Das Verhältnis zu den Schaulustigen ist allerdings nicht ganz so eindeutig, wie es zunächst erscheint. Die Feuerwehrchronik aus Stephanshart berichtet in diesem Zusammenhang von einem anderen Umgang: „Es war Sonntag. In Empfang hatten sich eine Menge Neugieriger aus der Umgebung eingefunden. So nahmen wir nun auch unsere ‚Change‘ [sic!] wahr und machten, gegen ein kleines Entgelt, einige Rundfahrten mit dem Ponton, in der Empfänger Au.“³⁷ Es gibt also ein Verständnis für das große Interesse am Hochwasser. Es scheint bei den Tourist/-inn/-en ähnlich zu sein wie bei den lokalen Kindern. Sie dürfen nämlich den Ausnahmezustand bei Hochwasser spannend finden, ohne auf die

moralischen Implikationen Rücksicht zu nehmen, die der Freude an der Katastrophe anhaften. Das war früher so, als Johann Kremslehner, Maria Schmidthaler, Hannes Manner und Franz Moser jung waren, und das ist für die Geschwister Pressl noch heute so. Anna Ruthner erzählt, wie sie sich als Kind nach dem Hochwasser gesehnt hat: „Wie wir Kinder gewesen sind, wir haben uns ja fast gefreut, wenn das Hochwasser gekommen ist; weil, wir haben dann mit der Zille fahren können. Da haben wir beim Fenster hinausgeschaut in der Früh, ob das Wasser eh da ist: Nein ist nicht da. Na schade!“ Damals wurde die Schule geschlossen, die Eltern hatten endlich Zeit, und man konnte am Ende des Hochwassers in den neu entstandenen Becken klaren Donauwassers baden, wie Franz Moser erzählt:

„Dass es [das Hochwasser] so groß war, wie’s einmal die alten Leute erzählt haben, 1897, 1899, das hätten wir uns eigentlich nicht vorstellen können. Und 1920 [...] war’s auch ziemlich hoch. Die unteren Häuser, die sind überschwemmt gewesen. Aber als Kinder hat uns das nicht berührt. Im Gegenteil, in der Au, diese Gräben waren mit Wasser gefüllt. Das waren richtige Badeplätze für uns.“

Wenn die Kinder dann älter werden und die Zerstörung wahrnehmen, dann sei es aber undenkbar, das Hochwasser zu genießen.

Abbildung 2: Stephanshart 1991



Foto: Johann Ruthner

[Abbildung siehe Druckfassung]

Hochwasser II: Hochwasserschauen

Dennoch gibt es auch für Erwachsene Momente, in denen das Hochwasser zur Attraktion wird. Im Gegensatz zum voyeuristischen Blick der Tourist/-inn/-en wird die Aktivität der Einheimischen mit dem Terminus technicus „Hochwasserschauen“ umschrieben. Die fehlende eigene Betroffenheit kann dabei zum Auslöser eines moralischen Übertritts werden. Maria Schmidthaler, die schon vor dem 2002er-Hochwasser aus der Au ausgesiedelt war, erzählte in diesem Zusammenhang eine aufschlussreiche Anekdote: Auf einem Ausflug mit der Zille während des Hochwassers 2002 fuhr sie an einem überschwemmten Nachbarhaus vorbei. Sie hatte versucht, respektvollen Abstand zu wahren, da das Schauen mit einem unangenehmen Gefühl einherging. Als sie die Nachbarn über das Wasser herbeiriefen, stellte sich das Gefühl allerdings als unangebracht heraus – man unterhielt sich freundschaftlich.

Auch im Machland kennt man die lachenden Leute, die Faszination, die vom Hochwasser ausgeht. Man könnte erwarten, dass auf Fotos, die während der Hochwässer aufgenommen werden, die betrübte Stimmung, das Chaos oder jedenfalls das Hochwasser in seiner Normalität sichtbar wird. Stattdessen sehen viele der abgelichteten Personen fröhlich aus. Sie lächeln in die Kamera und scheinen sich zu freuen. Kinder spielen in und mit dem Wasser. Familien unternehmen Fahrten durch die überschwemmte Au. Die vom Hochwasser betroffenen Bewohner/-innen werden ebenso wie die überschwemmten Häuser, Dörfer oder die Au zu Objekten des Interesses, denn dem Hochwasser haftet bei allem Katastrophalen oder Normalen auch für die Bewohner/-innen etwas Karnevaleskes an: Es ist eine Situation, in der Konventionen und Regeln von Natur und Gesellschaft überschritten und ‚verkehrt‘ werden.

Die Donau verliert während des Hochwassers manche ihrer gewohnten Eigenschaften. Gemäß Beschreibungen der Bewohner/-innen Ardaggers könnte man sogar behaupten, sie ignoriere die Gesetze der Physik, etwa die Schwerkraft. Die Donau fließt bei Hochwasser nicht nur in die falsche Richtung, sondern auch noch aufwärts. Sie bewegt sich allerdings nicht in völliger Unberechenbarkeit, denn bei Hochwasser fließt sie zunächst jedes Mal aufwärts. Sie scheint also noch bestimmten – anderen, verkehrten – Regeln zu folgen. Genau die Entdeckung dieser karnevalesken Momente und verkehrten Regeln, so argumentiere ich, führt zur Faszination durch die Hochwasserlandschaft. In den Gesprächen mit der Bevölkerung Ardaggers wurden solche karnevalesken Charakterisierungen des Wassers häufig erwähnt. Einige davon werden in Folge referiert.

Der karnevaleske Charakter geht dabei nicht nur von der Menge des Wassers aus – das Wasser selbst scheint verrückt zu spielen: „Zuerst strömt das Wasser stromaufwärts“ statt wie sonst stromabwärts, berichtet Maria Königshofer. Es fließt vom sogenannten Spitz beim Pumpwerk am südlichen Eingang zum Strudengau und vom Greiner Arm kommend zurück Richtung Wallsee und in die höheren Lagen der Au. Das ist „komisch, aber es ist so“. Wenn sich das Hochwasser dann zurückzieht, fließt es wieder – wie es sich gehört – stromabwärts.

Ist das Hochwasser erst einmal da, verliert man schnell die Orientierung, denn mit den steigenden Fluten verschwinden Straßen, Gehwege und Geländeunterschiede. Man weiß nicht mehr, ob es unter dem Wasserspiegel nur wenige Zentimeter oder mehrere Meter in die Tiefe geht. Außenstehende Personen unterschätzen diese Gefahr des Hochwassers oft,

berichtet Johann Kremslehner. Seine Aufgabe als Feuerwehrkommandant von Stephanshart besteht seit der Aussiedelung primär darin, Tiere und Tourist/-inn/-en vor dem Ertrinken zu retten. Einmal etwa hatte eine Radtouristin das Radfahrverbot wegen Hochwasser am Donauradweg missachtet. Das hatte er glücklicherweise zufällig beobachtet, denn schon wenig später stand sie bis zu den Knien ohne Orientierung im Wasser.

Die Geschwister Pressl, die von einer Aussiedlerfamilie abstammen, erzählten ihre Erfahrung mit den eigenartigen Phänomenen des Hochwassers. Einmal fuhren sie mit dem Boot über das Hochwasser und kamen an einer eigenartigen sprudelnden „Fontäne“ vorbei, wie sie erzählen. So eine Bootsfahrt ist bei Hochwasser allerdings nicht ungefährlich, denn man müsse aufpassen, dass man nicht in die starke Strömung komme: „Wenn man da mit dem Boot hinunterfährt in Richtung Wasser, also mit dem Wasser runter, dann fährt man und nebenbei schießen Bäume vorbei. Du fährst mit dem Boot Vollgas und die überholen dich noch immer, also das ist unbeschreiblich.“ Schiffe können auf keinen Fall mehr fahren. „Und wenn man genau schaut, die Donau macht [...] so einen Hügel“, erwähnt Lukas.

Maria Schmidthaler, selbst in der Au aufgewachsen, hat hingegen beobachtet, dass sich nicht nur das Wasser eigenartig verhält, sondern das Hochwasser auch Auswirkungen auf die Verbreitung des Schalls hat. Deutlich war das geworden, wenn sie früher – als sie in der Au lebte – während des Hochwassers Besuch bekam. Vom Ufer aus sei es für die Ankommenden kein Problem gewesen, sich bei den vom Hochwasser Eingeschlossenen bemerkbar zu machen. Man habe einfach über die 500 Meter Entfernung hinweg gerufen: „Das haben wir ganz schön gehört. Haben wir zurück geschrien: ‚Wer is’n?‘ Und dann haben sie geschrien [...] ‚Nandl‘, oder wer, und dann haben wir gesagt: ‚Ja, ich hol dich.‘ Und dann ist der Vater gefahren und hat sie geholt.“

Während sich die vorangegangenen Beispiele auf eine Verschiebung der üblichen Verhaltensweise der Donau bezogen, wird die Hochwasserlandschaft auch in Hinblick auf ihre Ästhetik beschrieben. Johann Kremslehner ist beispielsweise fasziniert von der spezifischen Stimmung des Hochwassers, die vor allem in der Nacht und der Dämmerung deutlich wird und die er als Feuerwehrkommandant mehrfach erlebt hat: „[...] und da war es mucksmäuschenstill. Also eine unruhige Stimmung. Also so ein Hochwasser bringt ... also das kann man nicht beschreiben ... das ist so [...] eine Stimmung, so eine ruhige, das Plätschern vom Wasser. Dort bricht ein Baum um, dann schreit irgendwo wieder mal ein Reh oder ... also das ist unheimlich, diese Stimmung muss man erleben, die kann man nicht schildern.“ Diese Stimmung hat genauso wie die Freude am Karnevalesken (siehe Abbildung 2) ihre eigene Ikonografie. In diesem Fall allerdings handelt es sich beim abgeblendetem Objekt nicht um fröhliche Menschen, sondern um eine ästhetisierte Landschaft. Sonnenunter- und -aufgänge, sich im Wasser spiegelnde Gebäude und andere Objekte sind die bevorzugten Motive. Sie heben die Schönheit des gleichmachenden Wassers hervor (siehe Abbildung 3).

Während die skizzierten Hochwassererfahrungen tendenziell auf Distanz und Routine basieren, ergibt die Wahrnehmung als Katastrophe ein anderes Bild des Wassers. Hannes Manner, selbst betroffen vom Hochwasser 2002, schildert, wie er vor seiner Evakuierung einige Tage in seinem Hof durch das Wasser eingesperrt war: „Und dann sind wir weggeflogen worden, ins Grüne. Endlich haben wir nach drei Tagen wieder Grün gesehen. Das musst du erst einmal erleben. Wenn du nur diese grauen Massen siehst, [...] das geht dir so ins Hirn hinein.“

moralischen Implikationen Rücksicht zu nehmen, die der Freude an der Katastrophe anhaften. Das war früher so, als Johann Kremslehner, Maria Schmidthaler, Hannes Manner und Franz Moser jung waren, und das ist für die Geschwister Pressl noch heute so. Anna Ruthner erzählt, wie sie sich als Kind nach dem Hochwasser gesehnt hat: „Wie wir Kinder gewesen sind, wir haben uns ja fast gefreut, wenn das Hochwasser gekommen ist; weil, wir haben dann mit der Zille fahren können. Da haben wir beim Fenster hinausgeschaut in der Früh, ob das Wasser eh da ist: Nein ist nicht da. Na schade!“ Damals wurde die Schule geschlossen, die Eltern hatten endlich Zeit, und man konnte am Ende des Hochwassers in den neu entstandenen Becken klaren Donauwassers baden, wie Franz Moser erzählt:

„Dass es [das Hochwasser] so groß war, wie’s einmal die alten Leute erzählt haben, 1897, 1899, das hätten wir uns eigentlich nicht vorstellen können. Und 1920 [...] war’s auch ziemlich hoch. Die unteren Häuser, die sind überschwemmt gewesen. Aber als Kinder hat uns das nicht berührt. Im Gegenteil, in der Au, diese Gräben waren mit Wasser gefüllt. Das waren richtige Badeplätze für uns.“

Wenn die Kinder dann älter werden und die Zerstörung wahrnehmen, dann sei es aber undenkbar, das Hochwasser zu genießen.

Abbildung 2: Stephanshart 1991



Foto: Johann Ruthner

[Abbildung siehe Druckfassung]

Hochwassers auch für Orte weiter unterhalb der Donau interessant. Die Wiener Zeitung führt etwa 1954 die Hochwassersperre ebendieser Straße als Indikator dafür an, dass auch Wien bald vom Wasser erfasst würde.⁴⁰

Im weiteren Hochwasserverlauf ist dann die Geschwindigkeit des Wasseranstiegs ein wichtiger Indikator, ob und wie weit das Wasser noch steigen wird. Aus diesem Grund, davon berichtet unter anderem Maria Königshofer, sei es üblich gewesen, mehrere Stecken in der Nähe des Hauses zu postieren, an denen die Entwicklung der Welle abgelesen werden konnte: „Und unser Vater hat dann immer, wo die Hofzufahrt war, [...] alle paar Meter Stecken eingeschlagen [...] und immer geschaut, wie schnell es steigt. [...] Und dann hat er gesagt: Naja, ausräumen ... naja, müssen wir schon.“ Sobald das Wasser eine gewisse Höhe erreicht hat, greifen allerdings andere, zum Teil weniger konventionelle Methoden der Beobachtung. Über das Hochwasser 2002 erzählt Maria Königshofer etwa:

„Der [Rudi] hat sich dann am Dienstag [knapp vor dem Höchstwasserstand] im Vorhaus oben mit dem Schlafsack am Boden gelegt und hat gesagt: Maria, geh ins Bett, [...] hat er gesagt, wenn das Wasser am Hintern hinein rinnt, dann weck ich dich auf. Und um halb sechs ist er hereingekommen oder was und da hat er gesagt, es steht seit einer Stunde [oben].“

Das alltägliche Donauhochwasser und seine Landschaft

Zu Ende dieses Beitrags scheint es angebracht, noch einmal das historische Verhältnis zwischen Wohnbevölkerung und Hochwasserlandschaft Revue passieren zu lassen. Denn die Zeitgeschichte des Machlands ist von hierfür bedeutenden Einschnitten geprägt: Dammbau und Aussiedelung. In den letzten 40 Jahren haben die Bewohner/-innen des Machlands entscheidende Distanz zum Hochwasser gewonnen. Die Au befindet sich nicht mehr vor der Haustüre, sondern „unten“ oder auf der „anderen Seite“ des Damms. Normalerweise sind nur noch Tiere, Tourist/-inn/-en und die Landwirtschaft direkt vom Wasser betroffen. Nur in extremen Ausnahmefällen ist die Stabilität des Damms um Ardagger Markt tatsächlich bedroht. Im südlichen Machland gehören daher der regelmäßige Rückzug in den ersten Stock und die Flucht vor dem Wasser in höher gelegene Gebiete ebenso zur unwiederbringlichen Vergangenheit, wie das unvermeidliche Lesen der Zeichen des Hochwassers. Ob der „Spitz unter“ ist, scheint nur noch eine Frage der Gewohnheit zu sein, die keine lebensverändernde Antwort mit sich bringt. In den von mir geführten Gesprächen ist dieser Bruch allerdings nicht ganz so deutlich zu Tage getreten, wie hier zusammengefasst. Den Grund dafür vermute ich einerseits im Nachwirken der bis vor wenigen Jahren direkt geteilten Geschichte von Bevölkerung und Hochwasser. Diesbezüglich gilt es, die nächsten Jahrzehnte des getrennten Lebens abzuwarten. Andererseits aber ist die Trennung keineswegs eine absolute. Die Au und der Fluss liegen nach wie vor vor der Türe, wenn auch in sicherer Entfernung. Alleine dadurch hat sich das Verhältnis zum Hochwasser entscheidend entspannt. Übrig bleibt vordergründig eine Wahrnehmung von Hochwässern, die es auch früher schon gegeben hat: die Donaulandschaft in ihrem karnevalischen Zustand zu verstehen. Die Perspektive auf die Hochwasserlandschaft hat sich für die meisten früher betroffenen Bewohner/-innen dennoch verändert, da das Hochwasser

zum reinen Ort der Freizeit geworden ist. Seine spezifische Charakteristik ergibt sich nicht mehr daraus, dass beispielsweise Distanzen überwunden werden müssen; dass es ein Problem darstellt, von ankommenden Gästen zu erfahren oder in der Nacht per Zille zum Hof zurückzufinden. Das Donauhochwasser scheint viel mehr als vor dem räumlichen Rückzug der Bewohner/-innen zu einem karnevalesken Spektakel geworden zu sein, das vor allem aus einer gewissen Distanz genossen werden kann.

Anmerkungen

- 1 Michail Bachtin, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, Frankfurt am Main 1995.
- 2 Bachtin, *Rabelais*, wie Anm. 1, 56.
- 3 Bachtin, *Rabelais*, wie Anm. 1, 12.
- 4 Bachtin, *Rabelais*, wie Anm. 1, 15.
- 5 Max Frisch, *Der Mensch erscheint im Holozän. Eine Erzählung (Gesammelte Werke in zeitlicher Reihenfolge, Bd. 7)*, Frankfurt am Main 1986, 205–300, hier 271.
- 6 Siehe beispielsweise: Martin Döring, „Das Hochwasser wirkt als prima Bindemittel“. Die metaphorische mediale Konstruktion eines wiedervereinigten Deutschlands in Zeiten der Oderflut 1997, in: Dieter Groh/Michael Kempe/Franz Mauelshagen (Hg.), *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert (Literatur und Anthropologie, Bd. 13)*, Tübingen 2003, 299–326.
- 7 Christian Rohr, *Historische Naturkatastrophen als Gegenstand einer kulturgeschichtlich orientierten Umweltgeschichte*, in: *Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung* 38 (2008) 2, 2–13, hier 8–9.
- 8 Thomas Dunlap: *Faith in Nature. Environmentalism as a Religious Quest*, Seattle 2004. In Bezug auf Naturkatastrophen und ihre Heiligkeit siehe: René Girard/Patrick Gregory, *Violence and the Sacred*, London/New York 2005, 32.
- 9 Verena Winiwarter/Martin Schmid, *Umwelt Donau: Eine andere Geschichte*, Katalog zur Ausstellung des Niederösterreichischen Landesarchivs im ehemaligen Pfarrhof in Ardagger Markt 2010, St. Pölten 2010.
- 10 Bei direkten als auch indirekten Zitaten, die aus den Interviews und Gesprächen stammen, wird die betreffende Person direkt im Fließtext angeführt. Es wurde darauf verzichtet eine eigene Fußnote einzufügen. Folgende Personen wurden interviewt: Johann Kremslehner (4.9.2009), Maria Königshofer (4.9.2009), Franz Moser (4.9.2009), Hannes Manner (9.9.2009), Anna Ruthner (9.9.2009), Lea, Sara und Lukas Pressl (11.9.2009) und Maria Schmidthaler (11.9.2009).
- 11 Helmut Werner (Hg.), *Donauhochwasserschutz Ardagger mit Ortsumfahrung im Zuge der B 119*, Wien [o. J.].
- 12 Heimo Cerny, *Siedlungsgeschichte des Stephansarter Raumes*, in: *Kulturkreis Stephanshart (Hg.), Zeitenblicke Stephanshart. Lebens- und Schicksalsraum im Machland*, Stephanshart 2009, 12–47.
- 13 Heimo Cerny/Evelyn Eichenseder/Romana Mayrhofer-Spindler, *Markt Ardagger im Wandel der Zeit. Eine Geschichtschronik*, Ardagger Markt 2002, 179.
- 14 Ebd., 175.
- 15 *Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1955)*, 59.
- 16 Vgl. Andreas Schmidt: „Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint ...“ Zur kulturellen Vermittlung von Naturkatastrophen in Deutschland 1755 bis 1855, *Münster u.a.* 1999, 7–8. Christian Rohr spricht in diesem Zusammenhang von einem „natürlichen“ Umgang mit dem Naturereignis“. Siehe: Rohr, *Historische Naturkatastrophen*, wie. Anm. 7, 7.
- 17 Christian Pfister, *Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft*, Bern/Stuttgart/Wien 1996.
- 18 Maria Schmidthaler, *Das Wasser kommt – eine Geschichte aus der Au*, in: *Kulturkreis Stephanshart (Hg.), Zeitenblicke Stephanshart. Lebens- und Schicksalsraum im Machland*, Stephanshart 2009, 186–195; Martina Schmidthaler, *Die Landnutzung im Machland-Süd landschaftsplanerisch betrachtet*, unveröffentlichte nat. Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur, Wien 1997, 6; Heimo Cerny, *Die Machland-Aussiedler. Vor 20 Jahren begann eine spektakuläre Umsiedlungsaktion*, in: *Niederösterreichische Kulturberichte (November 1993)*, 6–7.

- 19 Lowell Juilliard Carr: Disaster and Sequence-Pattern Concept of Social Change, in: American Journal of Sociology 38 (1932) H.2, 207–218.
- 20 Rohr, Historische Naturkatastrophen, wie. Anm. 7, 3.
- 21 Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1954), 42.
- 22 Franz Heilmann, Mein Hochwasser-Tagebuch, in: Eugenie Kain (Hg.), Nicht nur der Himmel hat geweint. Hochwassergeschichten aus Mitterkirchen, Grünbach 2003, 36–41, hier 36.
- 23 Cerny/Eichenseder/Mayrhofer-Spindler, Markt Ardagger, wie Anm. 13, 177.
- 24 Ebd.
- 25 Denn die Elemente hassen ... , in: Niederösterreichische Nachrichten, Amstettner Zeitung, 19.07.1954, 1.
- 26 Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1955), 21.
- 27 Eugenie Kain (Hg.), Nicht nur der Himmel hat geweint. Hochwassergeschichten aus Mitterkirchen, Grünbach 2003.
- 28 Wilhelm Wattenbach (Hg.), Annales Mellicenses, 1851, Continuatio Mellicensis ad a. 1501. Monumenta Germaniae Historica, Scriptores 9. Hanover, reprint Stuttgart 1983, 501–535, hier 528, zit. nach Christian Rohr, The Danube Floods and Their Human Response and Perception (14th to 17th C), in: History of Meteorology 2 (2005), 71–86, hier 85.
- 29 Christian Rohr, The Danube Floods and Their Human Response and Perception (14th to 17th C), in: History of Meteorology 2 (2005), 71–86, hier 73–74.
- 30 Vgl. Eckhard Höfner, Das Grauen und das Lachen. Aspekte der Lach-Kultur in der Moderne, in: Matthias Rothe/Hartmut Schröder (Hg.), Ritualisierte Tabuverletzung, Lachkultur und das Karnevaleske. Beiträge des Finnisch-Ungarischen Kultursemiotischen Symposiums, 9. bis 11. November 2000 (Studien zur Ethik in Ostmitteleuropa, Bd. 6), Berlin/Frankfurt an der Oder, 109–146.
- 31 Joseph Richter, Der wiederaufgelebte Eipeldauer, Wien 1799, 20.
- 32 Vgl. Rohr, Historische Naturkatastrophen, wie. Anm. 7, 2.
- 33 Theresia Schön, Hochwassertourismus, in: Eugenie Kain (Hg.), Himmel, wie Anm. 23, 35.
- 34 Cerny/Eichenseder/Mayrhofer-Spindler, Markt Ardagger, wie Anm. 13, 178.
- 35 Schön, Hochwassertourismus, wie Anm. 34, 35.
- 36 Kampf gegen die Wassernot in Markt Ardagger, in: Amstettner Anzeiger, 15.07.1954, 2.
- 37 Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1954), 49–50.
- 38 K.k. hydrographisches Zentralbüro (Hg.), Die Hochwasserkatastrophe des Jahres 1899 im österreichischen Donaugebiete (Beiträge zur Hydrographie Österreichs, Bd. 4), Wien 1900, 154.
- 39 Franz Pressl, 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Markt Ardagger. Ardagger Markt 1996; FF Stefanshart – Geschichte, http://www.ff-stefanshart.net/ff/index.php?option=com_content&task=view&id=1&Itemid=38 (22. Sept. 2010).
- 40 Die Donau führt Hochwasser, in: Wiener Zeitung, 06.07.1954, 4.